

Apg. 9,1– 22

13. Feb. 2011

Nydeggkirche Bern

Orgel: Thomas Leutenegger

Grusswort: 1. Kor. 1,26–30 Lesung: Lev. 19,1–19

57, 560, 833, 462

Liebe Gemeinde. „Dieses Leben macht sehr müde. Es gibt nur vier Dinge zu tun: Schlafen, Essen, Rauchen und Fernsehen.“ Das sagt ein junger Mann, der aus Afghanistan in die Schweiz geflüchtet ist. Sein Asylgesuch wurde abgelehnt. Die Behörde kann ihn nicht ausschaffen. Freiwillig sollte er die Schweiz verlassen. Er aber kann und will nicht zurück in die afghanischen Wirren. So lebt er nun von der Nothilfe auf dem Brünig und bekommt ausser dem Dach und dem Bett täglich noch Fr. 8.60 für den ganzen Lebensunterhalt. „Dieses Leben macht sehr müde...“

„Dieses Leben“ – es ist auch für die Leiter des Nothilfezentrums eine Last. Sie führen – oft mit viel Engagement – aus, was das Gesetz verlangt, und möchten wohl meinen, das sei richtig und gerecht. Doch sie merken am immer depressiver werdenden Mann aus Afghanistan, dass da etwas nicht stimmt. „Wenn man die Schraube immer mehr anzieht und sie greift trotzdem nicht, dann sollte man merken, dass etwas mit der Schraube nicht stimmt“ sagt ein anderer junger Mann aus Pakistan, der seit 2006 nur noch Nothilfe erhält.

Das Nothilferegime wird auch für die Behörden ein Problem. „Auf Behördenseite ist ein gewisses Frustrationpotential sowie eine gewisse Ratlosigkeit spürbar“ stellt eine Untersuchung des Bundes zur Wirksamkeit der Nothilfe fest.ⁱ Die Behörden halten unschuldige Menschen in einer Art Hausarrest, und trotzdem reisen diese nicht ins Herkunftsland zurück. Etwas stimmt nicht.

Und das Nothilferegime untergräbt den Rechtsstaat. In der Verfassung ist als erstes Grundrecht festgeschrieben: „Die Würde des Menschen ist zu achten und zu schützen“ (Art. 7 BV). Und doch verordnet der Staat aufgrund der Gesetze Unwürdigkeit, hält den Mann aus Afghanistan und weitere 6000 Menschen in einem Leben fest, das aus bloss vier Dingen besteht, Schlafen, Essen, Rauchen und Fernsehen. Etwas stimmt nicht.

Es ist eine Art Falle, in die der Staat und seine Beamtinnen und Beamten geraten sind. Indem diese die Gesetze – konkret das Asyl- und Ausländergesetz – zuverlässig vollziehen, schaffen sie Unrecht. Sie müssen Menschen in Unwürde festhalten und handeln so im Widerspruch zur Grundidee von Recht und Humanität, aus der der Staat doch gerade seine Legitimation bezieht. Das Gesetz gewissenhaft erfüllen und gerade so Unrecht schaffen: das ist die Zwangslage, das Dilemma, in das Staat und Beamtinnen, ja eigentlich alle Staatsbürgerinnen und -bürger, geraten sind mit den

beiden verschärften Gesetzen. In dieser Zwangslage stecken viele Staaten, und je repressiver sie regiert werden, desto mehr geschieht Unrecht im Namen des Gesetzes. Es kann unter solchen Umständen nicht allzu lange ruhig bleiben.

In einem ähnlichen Dilemma ist Paulus. Er vollzieht gewissenhaft das Gesetz. Er tut es im Auftrag der obersten Behörde in Jerusalem, des Hohepriesters. Das Gesetz: Gotteslästerung ist zu unterbinden. Die Gotteslästerung: jenen Jesus als Messias ausrufen, als den Menschen, der dem Gott Israels vollgültig entspricht, als den Menschen, mit dem zusammen Freiheit und Gerechtigkeit zu lernen sind. Paulus hat erfahren, dass es nun auch in Damaskus, ausserhalb von Judäa, Jüdinnen und Juden gibt, die den Jesus als Messias herumbieten. Lukas, der Verfasser der Apostelgeschichte, bezeichnet sie als Leute, die den Weg befolgen, er meint den Weg, den Jesus ging, seine Praxis.

Für Paulus ist es gesetzwidrige Anmassung, Jesus auf diese Weise, als Messias, mit dem Gott Israels in Verbindung zu bringen. Er will den Glauben Israels davor schützen. Er intensiviert seine Kampagne. Er sucht nun auch in Damaskus nach Messiasanhängern, um sie in Jerusalem vor Gericht zu bringen. Doch im Moment der Verschärfung wird er zu Boden geworfen. Unterwegs, nicht weit von der Stadt, „umblitzt ihn Licht aus dem Himmel“, wie Lukas sich ausdrückt. Licht, das steht für Aufklärung, Aufklärung durch Gottes Gegenwart und Weisheit: die Welt erscheint in einem neuen Licht. Darob stürzt Paulus. Dann hört er eine Stimme, er fragt zurück: Wer bist du? und erfährt, dass Jesus ihn anspricht, der, hinter dem er her ist. Das wirft ihn um.

Wie er sich vom Boden aufrappelt, wohl mit Hilfe seiner Weggenossen, steht er mit offenen, vielleicht weit offenen Augen da. Doch er sieht nichts. An seinem Körper manifestiert sich, was bisher war: mit offenen Augen nichts sehen. So wirkte er bisher: bei offenen Augen blind, blind für entscheidende Teile der Wirklichkeit, blind für entscheidende Zusammenhänge. Er muss an der Hand geführt werden und sitzt nun drei Tage in der Finsternis, ohne zu essen und trinken. In der biblischen Sprache bedeutet dies: er tut Busse.

Paulus wird durch diese Erfahrung nicht bekehrt von einer Religion zur anderen, er wandelt sich nicht vom Juden zum Christen. Er bleibt Jude durch und durch. Er wird nicht vom Saulus zum Paulus. Er verliert den jüdischen, hebräischen Namen Saul keineswegs, auch wenn er sich in römischer Umgebung der römischen Form Paulus bedient. Er hat einfach zwei Namen. Nur beginnt er zu merken, dass an seiner Art, Jude zu sein, etwas nicht stimmen kann, dass er Entscheidendes bisher ausgeblendet hat.

Lukas sagt nicht direkt, was es ist, das Paulus bisher ausgeblendet hat. Er erzählt auch nicht direkt, dass Paulus in jenem umwerfenden Licht Jesus gesehen hat. Das erfahren wir nur hintendrein aus dem, was der Hananias zu ihm sagt. Der – ein Messiasanhänger in Damaskus – wird ja nun mit einer Vision zu Paulus ins Haus des Juden Judas geschickt, gelegen an der Geraden Strasse, der Prachtstrasse der Stadt. Hananias wehrt sich dagegen, diesem Paulus zu begegnen. Doch er erfährt, dass er in einer tiefen Krise steckt. So geht er, legt dem Paulus die Hände auf und sagt: „Saul, Bruder! Der Herr hat mich gesandt: Jesus, der sich dir zu sehen gab auf dem Weg, den du kamst“. Was bekam Paulus zu sehen?

Lukas gibt sich alle Mühe anzudeuten, dass Paulus nicht eine strahlende Gestalt am Himmel sah, einen Sieger auf dem Podest. Seine ganze Erzählung ist durchsetzt von Wörtern wie Mord, Drohung, fesseln, verfolgen, leiden, Böses tun. Was Paulus zu *hören* bekam, war ja: Saul, Saul, warum verfolgst du mich? Was er zu *sehen* bekam, war offenbar der verfolgte, gekreuzigte Jesus. Während seiner dreitägigen Finsternis beginnt ihm nun zu dämmern, was seine zukünftigen Brüder und Schwestern an der dreitägigen Finsternis des Jesus bereits erkannt hatten: Jesus wurde nach Gesetz und geltendem Recht – nach jüdischem und römischem – hingerichtet, und gerade so geschah das offensichtlichste Unrecht. Das ist es, wofür Paulus bisher blind war, was er ausgeblendet hatte: Die Weisung Gottes, die Tora, das Gesetz, gegeben zur Gerechtigkeit, zum Schutz der Schwachen und zur Bändigung der Starken – dieses Gute wird eingesetzt zur Schaffung des Bösen, des Unrechts und aller Ungerechtigkeit. Das war seine eigene bisherige Praxis: mit dem Guten, mit der Befolgung des Gesetzes, das Böse, die Sünde wirken. Das zu erkennen stürzt ihn in die tiefe Krise.

Wie kommt man aus solcher Krise wieder heraus, aus dieser Zwangslage, aus dem Widersinn, dass das Böse nicht so sehr durch den Gesetzesbruch, sondern durch die Befolgung des Gesetzes geschieht, nicht so sehr durch die Gesetzesbrecher, sondern – man wagt es kaum auszusprechen – durch die Gesetzestreuen? Wie kommt Paulus da heraus?

Paulus findet aus der Krise, aus der Blindheit bei offenen Augen wieder heraus, indem er in die Gemeinschaft derer vom Weg geführt wird, in die Gemeinschaft derer, die sich an Jesus orientieren. Sich an Jesus orientieren, heisst nicht *an* Jesus glauben, es heisst vielmehr *wie* Jesus glauben, in der Art von Jesus auf den Gott Israels vertrauen, auf Gott und nicht auf das Geldsystem. Wie Jesus glauben bedeutet an Gott glauben und damit an eine solidarische Gemeinschaft und nicht an ein Konkurrenzsystem. Wie Jesus glauben besteht darin, das zweifältige Gebot hochhalten und praktizieren: Gott lieben aus ganzem Herzen und deinen Nächsten, du bist wie er. So wird das Gesetz befolgt, erfüllt: Gott lieben und deinen Genossen, du bist wie er, wie sie. Das ist Massstab und Kriterium für jedes Gesetz. Paulus wird später in seinen Briefen, besonders an die

Gemeinden in Korinth und Rom, diese Krise und Erkenntnis theologisch gründlich verarbeiten. Mit weitestreichenden Folgen bis heute.

Seine Praxis hat er, kaum wieder sehend und bei Kräften, danach ausgerichtet. Er handelt nun gegen das Gesetz und ruft in den Synagogen von Damaskus Jesus als den Messias Israels aus. Er beurteilt nun selber, ob die Gesetze zu befolgen sind oder nicht, er beurteilt selber – mit dem bisher ausgeblendeten Massstab des zweifachen Gebotes – das Gesetz, ob es zum Guten verhilft oder Ungerechtigkeit bewirkt. Das ist seine Mission fortan: „Vor Völkern, Königen und Israels Söhnen und Töchtern“ für die Freiheit eintreten, selber zu beurteilen, ob das Gesetz zu beachten ist oder nicht in der konkreten Situation. Das ist der Kern der Glaubensfreiheit, der Freiheit, die aus dem Glauben und Vertrauen zum Gott Israels stammt. Für diese Freiheit wird Paulus sich Leiden einhandeln. Aber sie wird ihm wichtiger werden als alle deswegen erlittene Unbill.

Diese Freiheit ist auch unsere Freiheit als Kirche des Messias Jesus, als solidarische Gemeinschaft. Ist sie uns, ist sie der Kirche wichtiger, als alle Kritik und Unbill, die sie, die wir deswegen abbekommen?

Es ist ein hoffnungsvolles Zeichen, dass die Schweizer Kirchen die Gesetzgebung nicht stützten, die zum Nothilferegime führt, dass die bernischen Kirchen samt den jüdischen Gemeinden um eine menschenwürdige Umsetzung der Nothilfe im Kanton baten und dass jetzt eine Kampagne von vier Zivilorganisationen in Gang ist, die die Behörden dazu bringen will, dieses Regime gründlich zu überdenken und revidieren. Das ist die kirchliche und also unsere Mission: die Freiheit propagieren in der Beurteilung der Gesetze und den Massstab dafür ins Spiel bringen, das Doppelgebot der Liebe. So am ehesten werden Staat und Behörden darin unterstützt, aus der Falle heraus zu finden, in die sie manövriert wurden. Das ist keine bequeme Mission, aber eine gute. Es mag uns dabei so gehen wie dem Kaffeebauern in Nicaragua, dem ich kürzlich begegnen konnte. Er schleppte 40 Kilo schwere Kaffeesäcke den steilen Weg zur verarbeitenden Maschine empor. Meine Frau sagte zu ihm: Das ist aber harte Arbeit. Nein Señora, antwortete er, das ist gute Arbeit, gut, weil Teil einer solidarischen Gemeinschaft in einer Genossenschaft. So ist es auch mit der Freiheit eines Christenmenschen: nicht hart, trotz allerlei Unbill, sondern gut. Amen.

ⁱ Langzeitbezug von Nothilfe durch weggewiesene Asylsuchende vom Mai 2010, Büro Vatter AG im Auftrag des BFM, S. 29